

# Inhalt

1	Einleitung.....	11
2	Methodische Vorüberlegungen.....	21
2.1	Forschungsstand zu den Autoren.....	21
2.2	Zur Lektüre autobiographischer Texte.....	27
2.3	Zum Gegenstand der Autobiographik.....	33
2.4	Zum Begriff des biographischen Lebenswissens.....	38
2.5	Zum Korpus und zum Lektüreverlauf.....	46
3	Lektüreabschnitt I: Die Bewältigung der Anfänge.....	53
3.1	Erinnerung: Cajal besucht einen fremden Geburtsort, und Ostwald bereist ein abstraktes Schweden.....	55
3.2	Abstammung: Gottfried Ostwald verlernt das Zeichnen, und Justo Ramón verbietet es.....	64
3.3	Ausbildung: Sichtbarmachungen, Phänomene, Eingliederung und Zusammenleben.....	77
3.3.1	Sichtbarmachung: Cajal sitzt gefangen in der Camera obscura, und Ostwald nimmt »Das moralische Schwungrad« in Betrieb.....	77
3.3.2	Phänomene: Ostwald folgt einer »wohl bedachten Stufenfolge«, und Cajal trifft einen lebenden Toten.....	86
3.3.3	Eingliederung: Cajal tritt dem Expeditionsheer bei und Ostwald der Fraternitas Rigensis.....	97
3.3.4	Zusammenleben: Ostwald trifft fremde Letten in Riga und Cajal fremde Spanier in Ayerbe.....	112
3.4	Fazit: Die Darstellung der Anfänge des autobiographischen Selbst.....	127
4	Lektüreabschnitt II: Darstellungsmuster wissenschaftlicher Spezialisierung.....	131
4.1	1887 – Das Jahr der physikalischen Chemie.....	132
4.1.1	Ostwald betreibt negative Chemie.....	132

4.1.2	Ostwald hebt den energetischen Kontinent . . . . .	137
4.1.3	Schreiben im Sinne des energetischen Monismus . . . . .	157
4.1.4	Ostwald baut an der Straße . . . . .	164
4.2	1888 – Das Jahr der <i>histología española</i> . . . . .	175
4.2.1	Cajal und die Sichtbarmachung des Kleinsten . . . . .	176
4.2.2	Grenzziehung und Diskontinuität . . . . .	189
4.2.3	Cajal bestimmt, benennt und ordnet ein . . . . .	198
4.2.4	Cajal rechtfertigt sich für physiologische Theoriebildung .	208
4.3	Fazit: Die Emigration des Positivismus . . . . .	212
5	Lektüreabschnitt III: Grenzen des autobiographischen Selbst . . .	219
5.1	Cajal und die Atomisierung des Selbst . . . . .	220
5.2	Ostwald und der Wärmetod des Selbst . . . . .	229
5.3	Cajal und die Infektion des Selbst . . . . .	247
5.4	Fazit: Die Signifikanz des spezifischen Abstands . . . . .	256
6	Schluss . . . . .	259
	Quellen . . . . .	261
	Sekundärliteratur . . . . .	262
	Abbildungsnachweise . . . . .	267

*für Clara*



## Vorwort

Das Manuskript dieses Buches wurde 2013 als Dissertation im Fach Romanistik (Literaturwissenschaft) bei der Philosophischen Fakultät der Universität Potsdam eingereicht. Für die Veröffentlichung wurden, neben kleineren Änderungen im Theorieteil und im letzten Kapitel die fremdsprachigen Zitate auf Deutsch wiedergegeben. Wo gängige Übersetzungen vorlagen – dies betrifft den größten Teil der englisch- und französischsprachigen Sekundärliteratur – wurden diese verwandt. Wo keine Übersetzungen vorlagen – dies betrifft den größten Teil der behandelten Texte Ramón y Cajals – habe ich die Übertragung selbst besorgt. Unterscheidbar sind beide Fälle anhand der Quellenangaben. Da ich hoffe, dass die Auseinandersetzung mit Ramón y Cajal auch für die Hispanistik von Interesse ist, sind die spanischsprachigen Zitate dennoch weiter in den Fußnoten enthalten.

Der Druck dieser Arbeit wurde durch einen Kostenzuschuss des DFG-Graduiertenkollegs »Lebensformen und Lebenswissen« unterstützt, wofür ich mich an dieser Stelle herzlich bedanken möchte.

Dank soll auch allen denjenigen gesagt sein, von deren inhaltlichen Anregungen ich in der einen oder anderen Weise profitiert habe: den TeilnehmerInnen des Romanistischen Kolloquiums für Literaturwissenschaft in Potsdam, den KollegiatInnen des DFG-Graduiertenkollegs »Lebensformen und Lebenswissen« und allen Interessierten im Freundes- und Bekanntenkreis. Besonders zu nennen wären Ottmar Ette, Pablo Valdivia, Tobias Kraft, Hans-Peter Krüger, Heiko Christians, Yvonne Maaß, Agnes Bethke, Michael Andrick, Jasper van Buuren, Laura Otis und Markus Messling.

Darüber hinaus möchte ich Susanne Thiemann dafür danken, dass sie mir die Tür zur Wissenschaft geöffnet hat und Irma Bürger dafür, dass sie mich mehrmals beim Offenhalten dieser Tür unterstützt und bestärkt hat; Albrecht Buschmann für sein Gutachten, Olivia Mitscherlich Schönherr für die Eröffnung wichtiger Möglichkeiten im richtigen Moment und vor allem meiner Mutter für so viel *along the way*.



# 1

## Einleitung

Die zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung bedeutet also *nicht* eine zunehmende allgemeine Kenntnis der Lebensbedingungen, unter denen man steht. Sondern sie bedeutet etwas anderes: das Wissen davon oder den Glauben daran: daß man, wenn man *nur wollte*, es jederzeit erfahren *könnte*, daß es also prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbaren Mächte gebe, die da hineinspielen, daß man vielmehr alle Dinge – im Prinzip – durch *Berechnen beherrschen* könne. Das aber bedeutet: die Entzauberung der Welt.

Max Weber

### I.

Im letzten Band seiner umfangreichen Arbeit über *Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit* bemerkt Ernst Cassirer, dass ein »scharfer Schnitt« die Geschichte der Philosophie von ihrer Gegenwart trenne.<sup>1</sup> Diesen Schnitt macht Cassirer an dem veränderten Verhältnis der Philosophie zu den Einzelwissenschaften fest, welches sich im 19. Jahrhundert grundlegend umgekehrt habe. Während die Philosophie zwischen Altertum und Aufklärung noch eine leitende Funktion für die Vermehrung des Wissens in seinen verschiedenen Gebieten besessen habe, empfangen sie in der Gegenwart, den dreißiger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, umgekehrt ihre Impulse aus den Einzelwissenschaften. Im Positivismus Auguste Comtes sieht Cassirer den letzten Versuch, das Erkenntnisproblem systematisch und universell zu behandeln. Danach sei die Diskussion in die Hände der unterschiedlichen Spezialisierungen übergegangen:

---

<sup>1</sup> Cassirer, Ernst. *Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit: Von Hegels Tod bis zur Gegenwart (1832–1932)*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2000. 13.

Die Spezialwissenschaften empfangen jetzt das Problem nicht mehr aus der Hand der Philosophie, sondern jede von ihnen suchte es für sich selbst zu formulieren und jede gab ihm die Fassung, die ihren eigenen und besonderen Interessen und Aufgaben entsprach. Wenn man die verschiedenen erkenntnistheoretischen Schulen betrachtet, die im Laufe der letzten Dezennien einander bekämpft haben, so kann man für jede von ihnen den Ursprung in irgendeiner Sonderdisziplin aufweisen. Wir finden hier einen logischen Formalismus, wie wir einen Psychologismus finden; wir finden einen Mathematizismus, einen Physikalismus, einen Biologismus, einen Historismus. Selbst innerhalb bestimmter philosophischer Grundrichtungen [...] macht sich dieser Gegensatz in der Formulierung des Erkenntnisproblems bemerkbar und auf Schritt und Tritt fühlbar.<sup>2</sup>

Diese Übernahme der Erkenntnistheorie durch die Spezialwissenschaften impliziert natürlich mehr als das Erscheinen neuer Autoritäten. Zur Frage steht viel mehr die Art und Weise des Wissens nach der Aufklärung. Braucht es neue Philosophien, um eine umfassende erkenntnistheoretische Perspektive zurückzugewinnen oder ist eine solche Perspektive grundsätzlich nicht mehr möglich? In welchem Verhältnis zueinander stehen die unterschiedlichen Wissensformen innerhalb einer funktional ausdifferenzierten Moderne? Diese Fragen sind nach wie vor relevant.<sup>3</sup> Es lohnt sich daher einen Moment bei dem konstatierten Schnitt zu verweilen.

Sieht man sich Auguste Comtes frühen Text *Plan des travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société*, eine Art Gründungsmanifest des Positivismus, genau an, könnte der Eindruck entstehen, dass der Schnitt sich hier bereits vorformuliert findet.<sup>4</sup> Für die geistige Reorganisation der Gesellschaft, also für wesentlich mehr als die Erkenntnistheorie, sind in der Schrift von 1822 nicht die Philosophen, sondern die »savants« zuständig. Was darunter zu verstehen ist, erläutert Comte in einer ausführlichen Fußnote. Demnach ginge es nicht um die Spezialisten einer bestimmten, beobachtenden Disziplin, sondern um Gelehrte, die ausreichend Wissen von der Gesamtheit der positiven Wissenschaften hätten, um die Gesetzmäßigkeiten der Naturerscheinungen nachvollziehen zu können.<sup>5</sup> Die intendierte Blickrichtung ist also nicht die der humanistischen Bildung, sondern diejenige der empirischen Naturwissenschaft, nur ohne die Nachteile der Spezialisierung, welche, laut Comte, fehlerhafte intellektuelle Gewohnheiten hervor bringt.<sup>6</sup> Es geht um Kenner der empirischen Denkweise, die ihr

<sup>2</sup> Ebd., 12.

<sup>3</sup> Vgl. zu dieser Problematik ausführlich: Ziche, Paul. *Wissenslandschaften um 1900: Philosophie, die Wissenschaften und der nichtreduktive Szientismus*. Zürich: Chronos Verlag, 2008. 31–61.

<sup>4</sup> Comte, Auguste. *Plan des travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société*. 1822. Hg. Angèle Kremer-Marietti. Paris: Aubier-Montaigne, 1970.

<sup>5</sup> Ebd., 87.

<sup>6</sup> Ebd.



Wissen in den Dienst einer Gesellschaftswissenschaft stellen. In Comtes Fassung ist der *savant* damit bereits am Ausgangspunkt der modernen Soziologie Agent einer Extrapolation. Er überträgt die Erkenntnisweise der Naturwissenschaft seiner Zeit auf die Geschichte und auf Fragen der Einrichtung nachfeudaler Staatsformen. Der *savant* im Sinne Comtes kann damit als Markierung des Übergangs in eine andere Wissensordnung verstanden werden, in der sich überkommene Vorstellungen von Kompetenz und Zuständigkeit grundlegend verändern. Gleichzeitig wird die wachsende Dominanz einer bestimmten Erkenntnisform deutlich, die sich anschickt, zum Synonym für Wissenschaftlichkeit allgemein zu werden.

1917, also ungefähr hundert Jahre nachdem Comte beginnt, seinen *Plan* auszuarbeiten, hält Max Weber einen vielbeachteten Vortrag über *Wissenschaft als Beruf*, dessen publizierter Fassung das oben stehende Zitat entlehnt ist.<sup>7</sup> Hinweise auf die Rolle eines *savant* im Sinne des *Plan* sucht man darin vergeblich. Unterschieden wird hier lediglich zwischen dem Spezialisten, der man notwendigerweise werden muss, wenn man wissenschaftliche Leistungen vollbringen möchte, und dem Dilettanten, der man zwangsläufig auf allen anderen Gebieten bleibt. Sicher ergeben sich Unterschiede zu Comte bereits aus der Tatsache, dass Weber, wie der Titel es deutlich macht, eine andere Frage behandelt, nämlich explizit diejenige nach der wissenschaftlichen Spezialisierung. Folgt man aber den einzelnen Punkten des Vortrags, so zeigt sich, dass es dabei gleichzeitig um die Bedingungen des Wissens im frühen zwanzigsten Jahrhundert geht. Webers nachdrückliche Bejahung des Expertentums bestätigt also zunächst die Entwicklung, die Ernst Cassirer den hundert fraglichen Jahren seit Comte zuspricht. Allerdings erwächst gerade aus dieser Konsequenz ein neuer Blick auf die Problematik des Wissens.

Nach Erläuterung der äußeren Umstände kommt Weber in seinem Vortrag zu der Frage nach dem »inneren Berufe zur Wissenschaft«, von der er annimmt, dass sie seine Hörer vor allem interessiert. Die charakterlichen Eigenschaften, die ihm relevant erscheinen, müssen hier nicht einzeln wiedergegeben werden. Entscheidend ist vielmehr die Perspektive des Vortrags, die konsequent auf den Einzelnen gerichtet bleibt. Erst aus dieser Perspektive werden die entscheidenden Fragen sichtbar, etwa diejenige nach dem Sinn der wissenschaftlichen Arbeit allgemein, die sich nicht implizit beantwortet. Offensichtlich kann man ein Wissender sein, ohne zu wissen, wozu. Die grundlegende Bedeutung dieser Perspektive wird ersichtlich, wenn Weber zu demjenigen Gedankengang kommt,

---

<sup>7</sup> Weber, Max. *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Verlag von J. C. B. Mohr, 1922. 524–555.

der schließlich zu der berühmten Formulierung von der »Entzauberung der Welt« führt.<sup>8</sup> Am Beispiel der Straßenbahn, die zwar jeder benutzen könne, von der aber nur wenige Experten genau wüssten, wie sie funktioniere, macht er den Zustand des Wissens seiner Zeit deutlich. Es ist zwar vorhanden, für den Einzelnen aber in erster Linie als Möglichkeit. Jenseits der eigenen Spezialisierung kennt man sich nicht aus. Man weiß lediglich, dass alle Zusammenhänge theoretisch verstehbar sind, dass es andere Spezialisten gibt, die sie erklären könnten. Vom absoluten Wissen ausgeschlossen ist der Einzelne nicht im Sinne einer Transzendenz, zu der nur die Auserwählten Zugang hätten, ausgeschlossen vom absoluten Wissen ist er, insofern er ein endliches Wesen ist.

## II.

Die Entwicklung der fraglichen hundert Jahre hat für den Kulturraum, auf den sich Comte, Weber und Cassirer beziehen, also zu einer Wissenskonstellation geführt, die sich als Widerspruch beschreiben lässt, zwischen dem, was der Mensch allgemein tun und wissen kann, und dem, was der Einzelne im Laufe eines Lebens mit einem beschränkten Kräftehaushalt vermag. Allgemein ist der Mensch jener Zeit ein Wissender und ein Könner. Er geht davon aus, dass der Maßstab allen Wissens als Vernunft in ihm selbst liegt und im Laufe des langen 19. Jahrhunderts hat er eine bestimmte Art herausgebildet, der Welt zu begegnen. Die Welt wird zum Gegenstand, zum Objekt und er, der Mensch, in immer höherem Maße zum Subjekt, also zum Erkennenden und Handhabenden, zum Wissenden und zum Macher. Die Gesellschaft erscheint ihm mit Anbruch des bürgerlichen Zeitalters genauso begreifbar und gestaltbar wie die Natur durch die Entwicklung der Technik und der empirischen Wissenschaften.

Derselbe Prozess aber, der dem Menschen allgemein die Mittel zur Allmacht an die Hand gibt, mit der er sich die Natur vollständig unterwerfen und schließlich zum Mörder Gottes werden kann, derselbe Prozess beschränkt auch die Macht des konkreten einzelnen Menschen. Letzterer sieht sich angesichts einer theoretisch unbegrenzten Machbarkeit auf die Realität seines eigenen, beschränkten Kräftehaushalts verwiesen, der es ihm nicht gestattet, die Welt tatsächlich zu beherrschen. Stattdessen ist er nach wie vor dem äußeren Einfluss verschiedener Antagonisten unterworfen. Da sind die anderen Experten, die zunehmend unübersichtliche Spezialgebiete eines Wissens verwalten, das längst keinen Blick aufs Gan-

---

<sup>8</sup> Ebd., 536.

ze mehr erlaubt. Da kommt die Masse als gesellschaftlicher Akteur ins Spiel, deren Verachtung, Erhöhung oder Lenkung man verlangen kann, mit der man aber in jedem Fall rechnen muss. Da wirkt das Soziale in abstrakten Formen wie der Nation und dem Kapital. Schließlich wird mit ablaufendem Jahrhundert auch die Innenwelt unsicher, indem unbewusste und vorbewusste Anteile des Selbst den einzelnen Menschen an seinem Macherstatus zweifeln lassen. Der Einzelne ist ein impotenter Alleskönner und wenn er über sich selbst spricht, muss er sich bewusst oder unbewusst zu diesem Widerspruch verhalten.

Vielleicht erzählt er deshalb so viel von sich selbst. Narrativ versucht er die auseinander driftenden Teile seiner Welt zu verbinden. Der Roman, der in neue Bereiche der Innerlichkeit vordringt, scheint eine einheitliche Bühne zu bieten, auf der die Vielfalt sich noch ordnen lässt. Da aber auch die Innerlichkeit keinen dauerhaft unspaltbaren Kern bietet, entwickeln sich die Geschichten zu solchen von Zweiflern, Exzentrikern, Außenseitern und Kranken. Die Prosa der Selbstbeschreibung wird fragmentarisch, dunkel, gehetzt und muss sich ständig von Grund auf erneuern. In welcher Weise und wie stark der Widerspruch zwischen dem Einzelnen und dem Menschen allgemein empfunden wird, hängt dabei vom jeweiligen Standpunkt ab. Dem Romanautor, den der Kapitalismus einerseits von alten Zweckbündnissen befreit, scheint andererseits der Weg zum Rand der neuen Gesellschaft besonders kurz. Entsprechend wird er zum sensiblen Seismographen für die Auswirkungen des Widerspruchs. An der Entwicklung des modernen Romans zeigt sich, wie das Wissen in Formen gerinnt, die einen Einzelnen als Bezugsgröße benötigen.

Wie verhält es sich aber mit dem Naturwissenschaftler? Selbst daran beteiligt, das Können des Menschen allgemein zu erweitern, ist er ein naheliegender Akteur für den Enthusiasmus der Machbarkeit. Was er sich zutraut, ist der Horizont des Könnens, vor dem sich der Mensch allgemein bestimmt. Der Naturwissenschaftler wird damit zum A und O in einer Geschichte seiner Kultur, die er Fortschritt nennt und einer Geschichte seiner Spezies, die er Evolution nennt. Zugleich aber ist der Naturwissenschaftler auch ein ausgezeichnete Kandidat für den genannten Widerspruch. Obgleich er so viel weiß und so viel vermag, hat er zunehmend Probleme zu verstehen, was seine nächsten Kollegen wissen und können. Er hat maßgeblich am großen Mordkomplott der Moderne mitgeschmiedet und nun, kaum dass der Totenschein ausgestellt wurde, begreift er, dass er die Welt nicht nur mit einer säkularen Gnade überzieht, sondern auch das Inferno des Gaskriegs und Schlimmeres ermöglicht.

Der Naturwissenschaftler verkörpert also in prägnanter Weise den Widerspruch – nicht als Typus, sondern als Einzelner. Er tut es als ein

bestimmter Fall von wissenschaftlicher Spezialisierung auf der Folie eines vollständigen Lebens – eines Lebens innerhalb dessen widerstrebende Sinnangebote geordnet werden müssen, von denen einige immer noch das Versprechen in sich tragen, bei vollständiger Erfassung, in richtiger Anordnung oder als Extrakt den Widerspruch im eigenen Beruf auflösen und ein *savant* im Sinne von Comtes *Plan* sein zu können. Das Berufsleben des Naturwissenschaftlers kann so zur Bühne eines Dramas werden, in welchem sich der Protagonist auf beispielhafte Weise verstrickt und die ihn in seinen Darstellungsformen mehr sein lässt als einen einzelnen Spezialisten. Diese Perspektive strebt die vorliegende Arbeit an. Sie untersucht die Lebensläufe von Spezialisten als Darstellung vom Leben mit hoch spezialisiertem Wissen in einer Zeit, in der die daran geknüpften Widersprüche lebendig empfunden und diskutiert werden. Der *Einzelne*, das *Leben* und das *Wissen* sind dabei die entscheidenden Begriffe.

### III.

In diesem Buch soll es nicht um Romane gehen, sondern um Autobiographien. Auch wenn die Durchlässigkeit zwischen beiden Gattungen in der fraglichen Zeit sehr hoch ist, scheint das Spiel zwischen Allgemeinem und Besonderem in der Autobiographie stärker noch als im Roman zum Pol des Einzelnen hin verschoben. Das gilt vor allem hinsichtlich der Einlassung auf das spezialisierte Wissen. Darüber hinaus lässt sich vermuten, dass der beschriebene Widerspruch besonders in der Rede vom Selbst relevant wird, deren traditioneller Ort die Autobiographie ist.

Diese Gattung steht in einem gewissen Spannungsverhältnis zur literaturwissenschaftlichen Theoriebildung, zum einen, weil sie die Autorschaft des Einzelnen behauptet, und zum anderen, weil sie behauptet, dass die Schilderungen ihre Berechtigung aus einer Realität jenseits der Darstellung beziehen, kurz: weil sie Referenzialität behauptet. Für die methodischen Schwierigkeiten mit diesen beiden Behauptungen gibt es gute Gründe, zu denen, neben der berühmten linguistischen Wende, vorbereitend auch diejenigen Prozesse zählen, die oben als Teile des historischen Panoramas genannt wurden. Das angeschlagene Selbstbewusstsein des modernen Machers ist auch der erste Nagel im Sarg des Autors.

Die konsequente Ausrichtung an sprachlichen und damit sozialen Formen lässt es naheliegend erscheinen, heuristisch von Geltungsbehauptungen wie der Referenzialität abzusehen. Wird der autobiographische Text als Ensemble von Topoi, Tropen oder Aussagen analysiert, erscheint die Referenzialität immer als etwas Hinzugedachtes. Sie ist kein rhetorischer

Effekt, den man einer funktionellen Form zuschreiben könnte und um so besser versteht, je genauer man die Form untersucht. Referenzialität ist assoziativ an vollkommen arbiträre Markierungen geknüpft, etwa an das Wort *Autobiographie* auf einem Buchdeckel. Formal gibt es kein zuverlässiges Unterscheidungskriterium, welches die Autobiographie vom Roman trennt. Besteht man nun darauf, dass der Unterschied hinsichtlich der Referenzialitätsbehauptung auch literaturwissenschaftlich relevant sein soll, muss man den assoziativen Horizont seiner Lektüre öffnen. Dies aber strapaziert wiederum den empirischen Anspruch, der den meisten Methodenbegriffen mehr oder weniger explizit zugrunde liegt. Um also ein Abgleiten der Interpretation in Beliebigkeit zu verhindern, soll eine begriffliche Klammer um das hinzugezogene Assoziationsfeld gelegt werden. Diesen Zweck soll der Begriff des »biografischen Lebenswissens« erfüllen, der im folgenden Kapitel erläutert wird.

#### IV.

Die Perspektive dieser Arbeit richtet sich also auf Autobiographien von Naturwissenschaftlern aus jener Phase des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in der die Thematik des Widerspruchs virulent geworden ist. Dabei ist der angestrebte Erkenntnisgewinn aber kein rein historischer. Vielmehr steht hinter dem Projekt die Vorstellung, dass die Diskussionen dieser Zeit einen wissenschaftlichen Abschnitt einleiten, in dem wir uns nach wie vor befinden. Das betrifft sowohl die Frage nach dem Leben mit Spezialisierungen als auch den Stellenwert, der den Naturwissenschaften gesamtgesellschaftlich eingeräumt wird, und den damit verbundenen Wissensbegriffen.

An die konkrete Textauswahl sind also eine Reihe von Ansprüchen geknüpft. Wenn eben das Zusammenspiel von Spezialwissen und anderen Inhalten, die im dargestellten Leben relevant sein können, im Vordergrund stehen soll, ist zunächst einmal wichtig, dass beide Dimensionen in ausreichendem Maß zur Sprache kommen. Weder die memoirenhafte Darstellung der Entdeckung eines bestimmten wissenschaftlichen Sachverhalts, noch die Entwicklungsgeschichte einer Person jenseits ihrer beruflichen Spezialisierung, beispielsweise reine Kindheitserinnerungen, kämen hierfür in Frage. Das impliziert bereits, dass die Texte einen gewissen Umfang haben müssen.

Des Weiteren stellt sich die Frage nach der möglichen Exemplarität der Auswahl. Nimmt man die Perspektive des Einzelnen wirklich ernst, bietet es sich kaum an, die Exemplarität über Quantität herzustellen. Je

mehr Texte berücksichtigt werden, desto dringender wird die Wahl eines aussagekräftigen *Tertium comparationis*, welches entsprechend der breiteren Anwendbarkeit auch seinen Abstraktionsgrad erhöhen muss. Ein kleineres Korpus erlaubt es, die Kategorien der Bezugnahme in stärkerem Maße aus den Texten selbst zu entwickeln, muss sich aber fragen lassen, worin seine Allgemeingültigkeit besteht.

Ich habe mich hier für eine vergleichende Lektüre der autobiographischen Texte von Santiago Ramón y Cajal und Wilhelm Ostwald entschieden und werde die qualitative Exemplarität dieser Auswahl in drei Lektüreabschnitten belegen. Vorausschicken lässt sich aber, dass beide Autoren Naturwissenschaftler waren und in ihren jeweiligen Disziplinen mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurden. Beide haben vom Anfang der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts gelebt, also in einer Zeit, in der man, beispielsweise durch die Erfahrung des Weltkriegs, aber auch durch die Veränderungen der physikalischen Theoriebildung kurz nach 1900, vermuten kann, dass der Widerspruch auf der Bühne eines bestimmten naturwissenschaftlichen Lebenslaufs Spuren hinterlassen haben wird. Beide Autoren scheinen in ihren autobiographischen Texten aber noch ein unproblematisches, selbstgewisses Ich herstellen zu wollen, das souverän über seine Selbstkenntnis und seine Ausdrucksmöglichkeiten verfügt. Sowohl Ostwald als auch Ramón y Cajal haben ein jeweils dreibändiges autobiographisches Werk von vergleichbarem Umfang hinterlassen.

Die Gegenüberstellung eines spanisch- und eines deutschsprachigen Autors, die nicht in direktem Kontakt standen, soll eine Fokussierung auf die empirischen Naturwissenschaften als sinnbildendem Kontext erlauben, die im Leben des Einzelnen mit anderen dominanten Sinngebungen, wie beispielsweise der Nation, koexistieren. Ich gehe davon aus, dass sich Naturwissenschaftler um 1900 über Nationengrenzen hinweg gemeinsamen, kulturellen Parametern gegenübersehen, die freilich im Leben jedes Einzelnen von unterschiedlicher Bedeutung waren, zu denen sie sich aber in irgendeiner Weise verhalten mussten. Derartige Parameter waren beispielsweise die zugespitzte Vorstellung, dass die gesamte Welt aus kleinsten Maseteilchen sowie den anziehenden und abstoßenden Kräften zwischen diesen bestünde. Die Angemessenheit dieses Modells war genauso kontrovers wie die Frage nach seiner Erklärungsleistung hinsichtlich des Lebens und des menschlichen Bewusstseins. Damit einhergehend stellte sich die Frage nach Form und Berechtigung einer nicht-idealistischen Naturphilosophie. Ebenso relevant war die Diskussion um die Frage der Evolution, v. a. des Menschen und der Vorstellung, er habe sich aus primitiveren Formen entwickelt. Darüber hinaus wurde immer wieder die

Frage erörtert, wo die Grenzen der Erkenntnis einer empirischen Naturwissenschaft grundsätzlich verortet wären und wie sie sich beispielsweise zum Glauben verhält?

Ziel meiner Lektüre ist es, aus den autobiographischen Darstellungen der beiden Autoren eine Perspektive auf das Wissen mit dem Einzelnen als entscheidendem Maßstab zu gewinnen. Jenseits der Frage, ob die Lebensbeschreibung mit der Spezialisierung als gelungen betrachtet werden muss oder nicht, möchte ich die Produktivität der Lektüre beider Darstellungen belegen.